

**Stephan Serin**

**FÖHN  
MICH  
NICHT  
ZU**

**Aus den  
Niederungen  
deutscher  
Klassenzimmer**

**Mit Illustrationen  
von Ulrich Scheel**

**Rowohlt Taschenbuch Verlag**

Originalausgabe  
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Reinbek bei Hamburg, September 2010  
Copyright © 2010 by Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg  
Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München  
(Illustration: Ulrich Scheel)  
Innenillustrationen Ulrich Scheel  
Redaktion Regina Carstensen  
Satz Minion PostScript, InDesign, bei  
KCS GmbH, Buchholz bei Hamburg  
Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978 3 499 62670 8

Ich kam an die Werner-Heisenberg-Schule in der Brunnenstraße im Stadtbezirk Berlin-Mitte. Als ich dort mein Referendariat aufnahm, schockte mich neben dem Mangel an Disziplin auch die fehlende Sprachkompetenz meiner Schüler. Ich hatte mich selbst nie für besonders sprachbegabt gehalten, aber im Klassenraum wurde ich mit meinen fehlerfreien Hauptsätzen zu einem lexikalischen und syntaktischen Genie. Wenn ich hingegen den Schülern in der Pause beim Sprechen zuhörte, dröhnten mir sofort die Ohren:

«Musstu Alexa, ja?»

«Isch Alexa, wallah.»

«Ischauch.»

«Hast du U-Bahn?»

«Hab Bus!»

«Binisch auch Bus.»

«Weißdu gestern?»

«Nee, weiß nisch.»

«Musstu wissen gestern.»

«Isch?»

«Musstu wissen.»

«Was?»

«Gestern. Isch bin U-Bahn. Isch kein Fahrschein. Isch gefickt von Kontrolleur.»

«Escht? Tschüüüsch! Musstu schlagen, Kontrolleur.»

«Nee, nisch schlagen. Kontrolleur Frau.»

«Escht schwul, die Muschi!»

In der ersten Zeit stellte ich mir oft die Frage, welche Gespräche man als Lehrer hörte, wenn man nicht wie ich auf einem Gymnasium unterrichtete. Vielleicht ließen die Schüler an Haupt- und Realschulen Verben und Personalpronomen gänzlich weg und gebrauchten nur noch Nomen.

Der Pausenjargon der Jugendlichen war das eine, aber in den Stunden machte ich keine anderen Erfahrungen. Mir bereitete die Sprache der Schüler fast körperliche Schmerzen, denn ich war von meinen Eltern früh dazu erzogen worden, auf meine Ausdrucksweise zu achten. Bereits als Erstklässler musste ich vor ihnen jeden Samstag einen Kurzvortrag zu einem Thema halten, das ich erst zwei Tage zuvor erfuhr, oftmals zu Gegenständen, anhand derer sich die Überlegenheit des Kommunismus nachweisen und der Untergang des Kapitalismus prophezeien ließ. Und schon zu Kindergartenzeiten wurde ich gemäßregelt, sobald ich mich schlampig ausdrückte. Fragte ich am Abendbrottisch: «Kann ich mal bitte Milch?», statt vorschriftsmäßig: «Kann ich mal bitte die Milch haben?», so schlug mir mein Vater zur Strafe mit der Gabel auf die Finger. Man mag das für grausam halten, aber in der DDR der achtziger Jahre waren solche Züchtigungen an der Tagesordnung. Nur so war es möglich, dass im friedliebenden Teil Deutschlands bis zum bitteren Ende auf höchstem Niveau Konversation betrieben wurde – während auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs die deutsche Sprache bereits in tiefer Agonie lag. DDR-Bürgern wäre es beispielsweise nie eingefallen, elliptische Satzstrukturen zu gebrauchen. Selbst für die Bekanntgabe einer Telefonnummer arbeiteten wir mit Para- und Hypotaxe: «Zuerst hebst du den Hörer ab. Im Anschluss daran steckst du den Zeigefinger in das Loch mit der Nummer 4 der Fingerlochscheibe. Durch eine anschließende Rechtsdrehung bis zum Fingeranschlag spannst du die Rückdrehfeder bis zum Anschlag. Nachdem dies erfolgt ist, verlässt der Finger das Loch, sodass die

Fingerlochscheibe linksdrehend durch die Rückdrehfeder wieder in ihre Ausgangslage gebracht wird. Nun, ohne den Hörer wieder aufzulegen, steckst du deinen Zeigefinger erneut in das Loch mit der Nummer 4. Durch eine weitere Rechtsdrehung wiederum bis zum Fingeranschlag ...»

Für den Austausch von Telefonnummern musste man viel Zeit einplanen. Darum verzichteten in der DDR die meisten freiwillig auf dieses Medium. Es entsprach einfach nicht unseren praktischen Kommunikationsbedürfnissen. Lieber fuhr man kurz von Berlin nach Dresden. Das ging schneller.

Verständlicherweise irritierte mich die nachlässige bis fehlerhafte Ausdrucksweise der Menschen aus den alten Bundesländern auch noch lange nach dem Mauerfall. Zehn Jahre sprachlicher DDR-Sozialisation konnte und wollte ich nicht so einfach abschütteln. So war mir an all meinen Freundinnen aus dem Westen auch immer unangenehm aufgefallen, dass sie beim Sex bestenfalls einzelne Worte stöhnten. Oft hatte ich unser Liebespiel deshalb unterbrechen müssen und sie gebeten, das Stöhnen zu wiederholen – und zwar im ganzen Satz. Daran war manche Beziehung gescheitert. Bei meinen Schülern musste ich noch häufiger intervenieren. Eigentlich konnte ich am Werner-Heisenberg-Gymnasium keine Äußerung einfach so stehen lassen. Das führte regelmäßig zu ausgedehnten Lehrer-Schüler-Pingongs:

«Cemal! Erläutere mir bitte, wie der Humanismus dazu beitrug, dass die Europäer damals unbekannte Regionen und Kontinente entdeckten.»

«Kolumbus.»

«Cemal, bitte antworte im ganzen Satz!»

«Wegen Kolumbus.»

«Das ist noch kein ganzer Satz, Cemal.»

«Doch!»

«Nein, da liegst du falsch.»

Über diese Streitfrage in der Klasse abzustimmen, hätte Cemal zu einem Kantersieg verholfen, weshalb ich auf solche plebiszitären Elemente verzichtete und lieber fortfuhr, ihn zu triezen.  
«Welches Element gehört denn in einen Satz?»

«Weisnisch!»

«Jeder Satz braucht ein Verb. Ein Tuwort. Also: Was tat Kolumbus?»

«Amerika!»

«Das ist kein Verb, aber sicherlich auch eine Information, die in den Satz gehört. Also, ich fasse mal zusammen: *Wegen Kolumbus Amerika*. Nun zum Verb: Was hat Kolumbus denn getan, um nach Amerika zu gelangen?»

«Mit Schiff.»

«Okay, halten wir fest: *Wegen Kolumbus Amerika mit Schiff*. Was hat er denn mit dem Schiff gemacht, um nach Amerika zu gelangen?»

«Gefahren!»

«Also: *Wegen Kolumbus Amerika mit Schiff gefahren*. Ist es dass, was du sagen wolltest?»

«Ja.»

«Dann wiederhole bitte: *Der Humanismus trug zur Entdeckung unbekannter Regionen und Kontinente bei, weil Kolumbus mit dem Schiff nach Amerika gesegelt ist.*»

«Der Humanismus trug zur Entdeckung bei von Regionen äh ..., weil Kolumbus nach Amerika gesegelt ist, äh ... also mit 'nem Schiff.»

«Sprachlich ist das jetzt so weit in Ordnung, inhaltlich aber trotzdem falsch. Leider ist die Stunde nun zu Ende. Überlegt euch bitte bis zum nächsten Mal, wie die Antwort hätte richtig lauten müssen!»

Dieses Beispiel gehörte noch zu den Erfolgserlebnissen. Normalerweise wurde ich gar nicht verstanden, zumal wenn ich die

*Operatoren* – also die Verben mit Aufforderungscharakter – verwendete, die uns unsere Ausbilder aufnötigten.

«*Ermittelt* bitte aus dem Text, was die Ursachen für den Aufstieg der NSDAP waren.»

«Wasis ermitteln?»

«Das heißt so viel wie rausholen. Informationen aus dem Text rausholen.»

«Escht krass! Wieisch Informationen aus Text holen. Habisch Schere? ... Nee!»

Oder: «*Beurteilt* bitte, ob Hitler die Macht ergriffen hat oder übertragen bekam.»

«Wasis beurteilen?»

«Zu einer Frage eine begründete Meinung formulieren.»

«Ischhasse Hitler.»

Mein Unterricht war ein täglicher Kampf um das Einhalten sprachlicher Minimalstandards. Stofflich kam ich kaum voran. Wenn ich die Schüler im Französischunterricht aufforderte, einen dreihundert Wörter umfassenden Text zu lesen und alle Adjektive zu unterstreichen, die Gefühle ausdrücken, scheiterte ich daran, dass die Schüler nicht mal im Deutschen wussten, was eigentlich Adjektive waren und durch welche Begriffe Gefühle ausgedrückt werden konnten. So begnügte ich mich am Ende damit, dass die Schüler im Text einfach *alle* Wörter unterstrichen, aber für jedes eine andere Farbe benutzten. Ich begründete das ihnen gegenüber damit, dass sie zunächst lernen sollten, wo im Französischen das eine Wort aufhöre und wo das nachfolgende anfangte.

Natürlich befriedigte mich das nicht. Das war nicht der Unterricht, den ich mir vorgestellt hatte. Der sprachliche Kontrast zu meiner eigenen Kindheit wurde mir jeden Tag umso drastischer in Erinnerung gerufen, als das Werner-Heisenberg-Gymnasium einer von den viergeschossigen Plattenbauten aus Stahlbeton war, in denen viele Ostberliner Schüler – auch ich – bis zur Wende un-

terrichtet worden waren. Nur hatte es eben mittlerweile zwei offenbar unrenovierte Jahrzehnte mehr in den Gliedern. Wie auch die zahlreichen Lehrer, die hier bereits vor dem Mauerfall tätig waren und die am sprachlichen Niedergang in ihrem Arbeitsumfeld ebenso hätten Anstoß nehmen müssen wie ich. Doch bei den gestandenen Kollegen stieß ich mit meinen Klagen auf taube Ohren. Niemanden schienen die Sprachprobleme der Schüler noch aufzuregen. Alle verschanzten sich hinter einem nach außen gekehrten Pragmatismus, der in Wirklichkeit Gleichgültigkeit kaschierte. Frau Willing, eine unserer Deutschlehrerinnen, meinte: «Man darf von einem Schüler der Oberstufe nicht zu viel verlangen. Man muss sich auf die heutigen Jugendlichen einstellen. Meine Klausuren bestehen daher einzig aus Ankreuzaufgaben. In ganzen Sätzen schreiben zu lernen, dafür gibt es schließlich die Uni.»

Andere verlangten von ihren Schülern nicht einmal mehr Deutsch zu sprechen, solange sie überhaupt irgendeine Sprache benutzten – auch wenn sie als Lehrer diese gar nicht verstanden. Es musste nur ein Schüler der Klasse mit derselben Muttersprache bezeugen, dass die Äußerung richtig war. Meiner Fassungslosigkeit begegnete keiner der Kollegen mit Verständnis: «Seien Sie doch froh, dass die Schüler überhaupt antworten. An anderen Schulen würde man Sie abstechen, wenn Sie die ansprechen. Außerdem hat es einen Vorteil, wenn die Schüler kaum Deutsch beherrschen. Wollen Sie mit Kollegen über die herziehen, müssen Sie das nicht heimlich tun. Verwenden Sie einfach Nebensätze. Und schon wird Sie keiner der Schüler verstehen.»

Auch wenn mich dieses Desinteresse am sprachlichen Vermögen der Jugendlichen anfangs sehr empörte, wurde mangels Erfolg selbst bei mir der Widerstand dagegen mit der Zeit schwächer, denn mein Aufbäumen war ein einsamer und vergeblicher Kampf gegen Windmühlenräder. Irgendwann fand ich mich ebenfalls

damit ab, dass sich die Schüler schlechter ausdrückten als sie sollten, indem ich mir einredete, sie würden sich einfach *anders* ausdrücken. Und folglich gab auch ich mich schließlich mit Ein-Wort-Antworten zufrieden. Bezeichnete ein Schüler im Unterricht Wilhelm II. als *Vollhoden*, dann deutete ich das großzügig dahingehend, dass er die kriegstreibende Rolle des letzten deutschen Kaisers sehr wohl begriffen hatte. Immerhin ermöglichte mir diese neue Aufgeschlossenheit meinerseits, einige jugendsprachliche Begriffe kennenzulernen, die mir mit meiner ursprünglichen Haltung wohl entgegen wären.

Angesagte Musiker wurden als *endgeil*, *porno*, *tight* oder *mörder* bezeichnet, Stars, die out waren, als *voll assig*. Einen Schüler, der sich am unteren Ende der Klassenhierarchie befand, sah man als *Opfa* oder als *Toy*. Lehrer waren *schizo* und wurden wegen ihres Alters *Kadaver* genannt, in einer größeren Ansammlung als *Krampfadergeschwader*. Der immer elegant gekleidete und mit spitzen Lippen und distinguiert schrägem Kopf durch die dreckigen Flure eilende Herr Menz war wegen seiner Homosexualität *voll gaylord*. Ich wurde aufgrund meiner Größe abwechselnd als *Bonsai* oder *Nabelküsser* tituiert. Herr Rauter, der zu viel redete, *föhnte* die Schüler *zu*. Die magenkranke und auch sonst überall leidende Frau Flach hatte *Mundgulli* und *Gesäßhusten*, also einen schlechten Atem und Blähungen. Für Menschen mit Pickeln wurden alternativ die Bezeichnungen *Akne-X* und *Clearasil-Testgelände* benutzt.

Natürlich bemühte ich mich darum, mir diese Begriffe nicht zu eigen zu machen, mich weiterhin korrekt und in ganzen Sätzen zu artikulieren. Dennoch hinterließ die Sprache meiner Berlin-Mitte-Schüler bei mir Spuren. Das merkte ich aber erst, als ich nach dem Referendariat für eine kurze Zeit eine Stelle als Vertretungslehrer am Kant-Gymnasium in Zehlendorf annahm. Die sehr aufmerksamen und früh geförderten Arzt-, Psychologen- und

Anwaltskinder im Französischunterricht waren ziemlich verwundert, als ich sie in der ersten Stunde darum bat, im zu lesenden Text alle Wörter mit unterschiedlichen Farben zu markieren und ihnen anbot, beim Sprechen und Schreiben einfach Verben und Artikel wegzulassen, weil die Sprache dadurch einfacher würde. In meinem Grundkurs Politik kam es sogar zum Eklat, weil ich eine Schüleräußerung nicht entsprechend würdigte:

«Einleitend bitte ich Sie, mir zu sagen, was Ihnen spontan zum politischen System der BRD einfällt ... Ja, Hannes!»

«Deutschland ist eine parlamentarische Demokratie und ein Bundesstaat. Manche sprechen auch von einem Parteienstaat wegen der zentralen Bedeutung des Parteienwesens für den Prozess der Meinungs- und Willensbildung. Wahlen werden überwiegend als personalisierte Verhältniswahlen durchgeführt. Zentrale Aufgaben der politischen Institutionen werden durch das Grundgesetz geregelt, zum Beispiel die Rolle von Parlament und Regierung.»

Ich kommentierte seinen Beitrag in einer Weise, wie es mir noch nie passiert war. Es rutschte einfach so heraus: «Is ja gut! Nun föhn mich mal nicht zu! Die Message ist angekommen, du Schnellchecker! Andre wollen auch noch was sagen.»

Einen Tag später standen seine Eltern auf der Matte. Hannes war aber echt empfindlich. Der sollte froh sein, dass er in Zehendorf zur Schule ging. In Mitte wäre er mit seinem langen Monolog von seinen Mitschülern abgestochen worden. Das habe ich den Eltern auch erklärt. Sie haben wohl nur deshalb nichts gegen mich unternommen, weil meine Zeit an der Schule sowieso nach einem Monat beendet war.

**«HH ... HH ... HH ... ICH KANN  
NICHT MEHR!»**

Gerade bin ich im Lehrerzimmer. Bald müssen für die Schüler die Halbjahreszwischennoten gemacht werden. Viele hier im viel zu kleinen Raum brüten folglich über den Klausuren und Tests. Trotz der Enge gibt es eher wenig Interaktion zwischen den Kollegen. Dennoch handelt es sich um einen sehr spannenden Moment, zumal kaum ein Lehrer tatsächlich still korrigiert. Praktisch jeder von ihnen spricht dabei – zumindest zu sich selbst. Und wie er das tut, gibt in der Regel sehr gut Aufschluss darüber, wie zufrieden er mit seinem Beruf ist. Es lohnt sich also zuzuhören.

Zum Beispiel bei Maren, der neuen, überaus kontaktfreudigen und motivierten Referendarin mit der roten Ilona-Christensen-Brille, die sich in diesem Augenblick an den Geschichtstest der 9 d mit dem Ausspruch setzt: «So! Mal sehen, was meine Lieben so verzapft haben!» Das ist eine Bemerkung, an deren idealistischer Dynamik man erkennt, dass Maren neu im Geschäft ist und ihrer Klasse durchaus noch etwas zutraut. Ganz anders die seriös in schwarzen Hosenanzug gekleidete Frau Zeck: «Nun denn! Dann werd ich mal!» Frau Zeck hat bereits die bittere Erfahrung machen müssen, von den Jugendlichen immer wieder enttäuscht zu werden. Und sie hat ihre Erwartungen diesen Bedingungen angepasst, indem sie von den Schülern nichts mehr erwartet. Lehrersein ist für sie längst nur noch ein Beruf, keine Berufung mehr. Das erspart ihr den Burnout, an dem Frau Flach leidet, vor der ein Stapel mit Klassenarbeiten aus dem Leistungskurs Deutsch liegt. Jeder Atemzug lässt einen befürchten, sie hauche mit diesem

gerade ihr Leben aus: «Hh ... Hh ... Hh ... einhundertfünfzig Seiten! Hh ... Hh ... Hh ... Wie soll ick denn dit schaffen?! Hh ... Hh ... Hh!»

Frau Flach quält die meiste Zeit des Schuljahres über ein Zustand emotionaler und körperlicher Erschöpfung, der sich auch an ihrer Kleidung bemerkbar macht, welche genauso farblos und knitterig ist wie ihre Haut. Regelmäßig fehlt sie krankheitsbedingt. Frau Reiz hingegen ist noch nicht so weit. Sie befindet sich erst in der Phase der Frustration, die sich durch schnippische Zurechtweisungen gegenüber Referendaren und zunehmenden Zynismus gegenüber den Schülern kennzeichnet: «Sooooo! Die 10 b! Na, da brauch ich eigentlich gar nicht zu korrigieren. Kann ich gleich überall 'ne Sechs drunterschreiben.»

Maren beginnt mit einem leistungsstarken Schüler, denn sie möchte sich zunächst ein Erfolgserlebnis verschaffen: «Ah! Der Mohammed! Da bin ich ja mal gespannt. Der grüßt immer so freundlich. Den mag ich.» Frau Zeck korrigiert vom schlechtesten zum besten Schüler, weil es so nur aufwärts geht. Frau Flach startet mit dem Schüler, der als Letzter seine Arbeit abgegeben hat – diese liegt oben auf dem Stapel, und sie ist zu erschöpft, um eine andere aus ihm zu ziehen. Frau Reiz nimmt auch die Klausur von ganz oben, aber nur deshalb, weil alle gleich schlecht sind.

Nun macht Maren zum ersten Mal Bekanntschaft mit der Realität im Speckgürtel des Weddings: «Was schreibt der denn da? Das war gar nicht gefragt! Drei Parteien. Ich hatte das Thema doch extra wiederholt!» Während sie über die erste Aufgabe stolpert, hat Frau Zeck die erste Arbeit schon abgehakt: «Dann mal weiter!» Frau Flach beschäftigt sich noch mit den Formalitäten: «Hh ... Hh ... Hh ... Ich hab doch gesagt, ein Drittel Rand. Hh ... Hh ... Hh ... Das ist kein Drittel. Hh ... Hh ... Hh ... Das sehe ich, ohne nachzumessen. Mit bloßen Augen! ... Hh ... Hh ... Hh ... Das kann man doch gar nicht korrigieren! Hh ... Hh ... Hh ... Dieser

Kurs bringt mich noch ins Grab!» Sie liegt fast auf ihrem Resopaltisch. Frau Reiz wiederum lässt sich vom Rand nicht deprimieren: «So, 6,5 Zentimeter Rand von einundzwanzig! Das ist weniger als ein Drittel. Das gibt schon mal ein paar Punkte Abzug. Mit dem Abi war's das wohl, Nima.»

Frau Zeck ist nun beim fünftschlechtesten Schüler angelangt. Maren ist noch nicht so weit: «Ach Mensch, Mohammed. Mensch! Dies ist doch kein Deutsch. Drei Stunden haben wir das geübt.» Frau Flach hinkt hinterher: «Hh ... Hh ... Hh ... Hh ...!»

In diesem Moment stürmt Herr Unger ins Lehrerzimmer. Unter dem Arm trägt er seine Abi-Klausuren Mathe. Frau Reiz hat immerhin schon die zweite Arbeit erreicht: «Karol! Nun bist du dran! Du hättest mich besser nicht als Schlampe beschimpft.» Frau Zeck nimmt einen Schluck aus ihrem Flachmann, denn sie hat die Hälfte der Klausuren korrigiert. Es ist ihr Bergfest: «Weiter geht's!» Maren ruft aus: «Mohammed! Das kann doch nicht sein. Hier steht ganz klar: Erkläre die Rolle der Weimarer Koalition in der Weimarer Republik. Mein Gott! Bin ich eine so schlechte Lehrerin? Das gibt's doch nicht!» Als Referendarin im ersten Semester ersucht sie schließlich Rat im Kollegium: «Hören Sie mal! Ich hab nach der Bedeutung der Weimarer Koalition in der Weimarer Republik gefragt, und einer meiner Schüler schreibt hier CDU, SPD und NPD. Soll ich ein Auge zudrücken und dem noch einen Punkt geben wegen der Nennung der SPD?»

Frau Reiz fühlt sich zu einer Antwort bemüßigt: «Nur nicht kulant sein. Im Zweifel immer gegen den Schüler entscheiden.»

«Aber er ist der Beste in der Klasse. Wenn nicht mal der eine gute Note bekommt, wie sollen dann erst die anderen Schüler abschneiden?»

«Das kann Ihnen doch egal sein!»

«Aber was sagt denn so ein katastrophaler Test über meinen Unterricht aus?»

«Natürlich nichts. Das sagt nur was über die Schüler aus. Gewöhnen Sie sich daran, dass das fast ausnahmslos schlechte, dumme, faule Menschen sind. Zum Beispiel Karol Nowak aus der 10b. Der schreibt das Wort leger: l-e-s-c-h-ä-r. Dies sollte man mal auf unsere Homepage stellen. Bei dem hätten sie vor der Einreise einen Sprachtest machen sollen.»

«Hh ... Hh ... Ein Drittel Rand ist doch nicht zu viel verlangt! Ich kann nicht mehr.»

«M ... M ... M ... M ... Mmh!» Jetzt hat auch Herr Unger mit der Korrektur seiner Abi-Klausuren begonnen. Etwa dreißig Arbeiten hat er durchzusehen, aber als Mathelehrer tut er sich damit etwas leichter als die anderen. «Das gibt's doch nicht! Hab ich mich verzählt, oder was? Karol kann doch nie im Leben auf eine Fünf plus kommen. Da muss ich wohl noch mal nachgucken.»

«Mensch, Mohammed! Wie dumm bist du eigentlich?»

«Ho! Krass! Dat jibt's nich!» Das ist Herr Alt, unser kurz vor der Pensionierung stehender Sportlehrer, beim Lesen der *BILD*-Zeitung. Er muss keine Klausuren oder Tests durchgehen.

«Hh ... Hh... Hh ... Hh ...! Ob ich mal Frau Reiz frage, ob sie mir ein Lineal borgt. Vielleicht ist der Rand ja doch ein Drittel.»

«So!» Herr Unger hat die Klausuren zu Ende korrigiert.

«Hh ... Hh ... Hh ... Lieber nicht fragen. Frau Reiz will bestimmt, dass ich mir das Lineal bei ihr abhole. Hh ... Hh ... Hh ... Dafür hab ich heute echt keine Kraft.»

«Razzrazzrazz!» Das ist Frau Reiz, die bei Karol mit einer Rasierklinge eine richtige Antwort wegkratzt, um an deren Stelle eine falsche zu setzen.

«Mohammed, ey!»

«Äh?» Herr Alt hat in seiner Zeitung nun das erste Fremdwort entdeckt. «Kann mir einer sagen, was leger bedeutet? L-E-G-E-R ... Ach so! Leschär wird dies ausgesprochen, echt? Wird das dann nicht l-e-s-c-h-ä-r geschrieben?»

«Huh! Na geht doch.» Frau Zeck hat gerade die Klausur vom besten Schüler zu Ende korrigiert. Und dieser hat eine Drei minus erhalten. So eine gute Note hatte sie schon lange nicht mehr vergeben. Sie ist jetzt ebenfalls mit ihrem Stapel durch.

So, das soll fürs Erste reichen. Ich selbst muss noch meinen Vokabeltest durchsehen. Wenn ich das nicht mache, dann habe ich überhaupt nichts Schriftliches für die Zwischennote.

«Hh ... Hh ... Hh ... Dreiundzwanzig Tests! Wie soll ick denn dit schaffen? Hh ... Hh ... Hh! ... Ich kann nicht mehr ... Hh ... Hh ... Hh ...»

**Raum 103, Mittwoch, 10.59 Uhr, 4. Stunde, Französisch 10 a**

**Mahmoud:** Hab 'ne Frage.

**Ich:** Hat's was mit dem Unterricht zu tun? Wenn nicht, dann bitte in der Pause! Ich lass mich jetzt auf kein Gespräch mehr zu meinem Privatleben ein.

**Mahmoud:** Machen Sie eigentlich Ballett?

**Ich:** Ick?! ... Wieso?

**Mahmoud:** Ihr Körper! Sieht so aus.

**Ich:** Wie bitte?! Mein Körper? Haste schon mal einen Balletttänzer gesehen?

**Mahmoud:** Sie sind aber voll dünn.

**Ich:** Nicht dünn! Ich bin schlank!

**Mahmoud:** Aber Sie können doch Spagat.

**Ich:** Nee!

**Mahmoud:** Aber auf Zehen tanzen.

**Ich:** Nein.

**Mahmoud:** Machen Sie mal vor! Spagat.

**Ich:** Mach ick nich.

**Mahmoud:** Tanzen Sie mal uff Zehen!